

Schweizerdeutsch und die Förderung der Integration erwachsener Ausländerinnen und Ausländer

Autor(en): **Matthey, Francis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERDEUTSCH UND DIE FÖRDERUNG DER INTEGRATION ERWACHSENER AUSLÄNDERINNEN UND AUSLÄNDER

Francis Matthey

Vorbemerkung: Die folgenden Gedanken beschränken sich auf die Situation fremdsprachiger Erwachsener in der Deutschschweiz, wo das Problem des Dialekts im Zusammenhang mit deren Integration bisher ausschliesslich zum Thema geworden ist. Die Situation in den anderen Sprachregionen ist weder in Bezug auf das Verhältnis zwischen Dialekten und Standardsprache noch auf die sprachliche Integration von Ausländerinnen und Ausländern vergleichbar.

Chum iine ins FAZ – Am Zischtig und Fritig an dr Büchelischtrooss vom Nüüni bis am Elfi. Das Schildchen an der Tür einer Kontaktstelle will Frauen zum Besuch einladen – auch fremdsprachige Migrantinnen und Migranten, denen dort Deutschkurse angeboten werden. Leider werden sie keines der unbekanntenen Wörter im Wörterbuch finden, das sie im Kurs verwenden lernen, um sich selbständiger orientieren zu können.

«Er spricht baseldytsch wie die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen, ist in seinem Herzen, in seinem Kopf und in seinem Bauch Schweizer» – so beschreibt in einem Referat über die erleichterte Einbürgerung ein leitender Beamter des Bundesamtes für Migration einen jungen Ausländer der dritten Einwanderergeneration als Beispiel gelungener Integration. Der betreffende Abschnitt der Rede gipfelt in der an sich unterstützungswerten Forderung: «Wer integriert ist und unsere Sprache spricht, soll zu uns gehören, mit allen Rechten und Pflichten». Unwillkürlich entsteht der Eindruck, «unsere Sprache» sei *baseldytsch*, eine konservative Variante eines niederalemannischen Lokaldialekts – dabei ist der Sprecher nicht einmal Basler.

Fremdsprachige Migrantinnen und Migranten, aber auch Romands und Tessinerinnen stellen fest, dass für viele Deutschschweizer offenbar die Dialektverwendung ein spezielles Wir-Gefühl bewirkt – «unsere Sprache», das meint in diesem Zusammenhang nicht die Landessprache Deutsch, sondern das Schweizerdeutsche. Erstaunlicherweise unabhängig von den sehr ausgeprägten Unterschieden zwischen gewissen Dialekten: Deutschschweizer verschie-

dener Herkunft unter sich unterhalten sich grundsätzlich in ihren jeweiligen Dialekten, während sie sich im Umgang mit den deutschen Nachbarn in vielen Fällen des Hochdeutschen befleißigen – selbst wenn beispielsweise ein Basler mit einer Schwäbin spricht, deren Dialekt dem seinen bedeutend enger verwandt ist als etwa derjenige eines Berner Oberländers.

Dieses Wir-Gefühl kann sich bei manchen Deutschschweizern gar als Nationalgefühl äussern; gerade im Zusammenhang mit der Integration von Ausländerinnen und Ausländern ist nicht selten die Forderung zu hören und zu lesen, diese sollten als wichtigste Integrationsleistung «die Landessprache» erlernen oder sich an «unsere Sprache und Kultur» anpassen, als wäre es für das Selbstverständnis des schweizerischen Bundesstaates nicht konstitutiv, dass diese Begriffe grundsätzlich nur im Plural Geltung haben. Entsprechende Formulierungen finden sich umso häufiger in Parteiparolen und politischen Forderungen, je weiter rechts im politischen Spektrum die Sprecher angesiedelt sind, doch sind sie auch in gemässigten Postulaten und offiziellen Texten zu lesen; selbst der deutsche Text der bundesrätlichen Verordnung über die Integration von Ausländerinnen und Ausländern (VIntA) vom 13. September 2000 enthält im Artikel 16 als ersten Punkt der möglichen Bereiche für finanzielle Förderung die «Allgemeinbildung der Ausländerinnen und Ausländer und ihre Kenntnis der Landessprache» im Singular. Der französische und der italienische Text sprechen dagegen von *langues nationales* bzw. *lingue nazionali*.

Die Verordnung meint mit der Landessprache zwar kaum die Deutschschweizer Dialekte, doch ist ein entsprechendes Verständnis auch im Kontext der Integrationsförderung immer wieder zu erleben. Zum Beispiel bietet ein Integrationsprojekt eines landesweit tätigen Hilfswerks Berndeutschkurse an, ergänzt durch kulturelle Angebote wie den Besuch der Theateraufführung eines Jodlerklubs.

Das solchen Projekten zugrunde liegende vernakular-kulturalistische Integrationsverständnis erscheint weniger befremdlich als es auf den ersten Blick wirkt, wenn man berücksichtigt, dass manche Migrantinnen und Migranten in der Tat erklären, sie fühlten sich mangelhaft integriert, solange sie nicht den lokalen Dialekt beherrschen (vgl. Frischherz 1996). Dieser Eindruck wird bestätigt durch die in manchen Einbürgerungsverfahren verlangte Dialektkompetenz als Massstab der erfolgreichen Integration.

Die sprachliche Situation, die die Einwandernden in der Deutschschweiz antreffen, ist durch eine so genannte mediale oder situative Diglossie charakte-

risiert; sie wird in anderen Beiträgen dieses Bandes ausführlich beschrieben. Die schweizerische Variante des Hochdeutschen gilt als offizielle Sprache und wird im Schriftverkehr auch nach wie vor weitgehend verwendet, während die mündliche Kommunikation – inklusive einem bedeutenden Anteil der Sendungen von Radio und Fernsehen – in verschiedenen Varianten von lokalen, regionalen und überregionalen Dialekten (und Soziolekten) erfolgt. Hinzu kommt bei vielen Deutschschweizern ein für die Kommunikation durchaus problematisches Sprachbewusstsein, wie der Zürcher Germanist Joachim Scharloth (2004) in einer empirischen Untersuchung festgestellt hat: Die Standardsprache wird als Fremdsprache empfunden, die ungern gesprochen wird. Ihre schweizerische Ausprägung wird als gegenüber der deutschländischen Varietät minderwertig beurteilt. Dennoch sind Scharloths Probanden durchaus der Meinung, man solle schweizerhochdeutsche Formen pflegen. Dieses Missverhältnis zwischen explizit geäußertem Wunsch nach sprachlicher Eigenständigkeit bei gleichzeitiger negativer Bewertung der nationalen Formen haben Sprachwissenschaftler als linguistische Schizophrenie bezeichnet. Sie äussert sich in einer weit verbreiteten Unbeholfenheit und einer Vermeidung der Standardsprache im Alltag auch bei vielen Gebildeten.

Schon für Schweizerinnen und Schweizer französischer und italienischer Sprache kann es sehr schwierig sein, mit dieser Situation umzugehen. Bekanntlich wird nicht mehr selten im innereidgenössischen Dialog auf das Englische ausgewichen. Für fremdsprachige Ausländerinnen und Ausländer verstärken sich diese Probleme erheblich, da sie neben den sprachbedingten auf zahlreiche andere Integrationshindernisse treffen. Abgesehen von den daraus resultierenden Unsicherheiten beim Erlernen der deutschen Sprache berichten viele Migrantinnen und Migranten – auch deutschsprachige – von Situationen, in denen sie die Verwendung von Dialekt als bewusste Ausgrenzung der Fremden erlebt haben – die andere Seite des von den Sprechern erlebten Wir- und Heimatgefühls.

Über keinen Aspekt der Integrationsthematik herrscht auch nur annähernd so viel Konsens – über alle politischen und ideologischen Grenzen hinweg – wie über die Bedeutung von Sprachkenntnissen: Das Erlernen einer (oder eben oftmals «der») Landessprache gilt allgemein als «der Schlüssel zur Integration». Auseinander gehen nur die Vorstellungen über Freiwilligkeit oder Obligatorium des Landesspracherwerbs. Die Förderung von Sprachkursen bildet denn auch den unumstritten gewichtigsten Schwerpunkt in beiden bisherigen Schwerpunktprogrammen des Bundes zur Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern (2001-2003 und 2004-2007), die von der Eidgenössi-

schen Ausländerkommission EKA entwickelt und begleitet werden¹. Jährlich werden aus dem Integrationskredit über 100 Sprachkursprojekte mit über 4 Mio. Franken mitfinanziert (vgl. EJPD 2000 und 2003).

Dem Programm liegt ein Integrationsverständnis zugrunde, das von dem eingangs skizzierten erheblich abweicht. Integration wird nicht als Assimilation der Einwandernden an eine wie auch immer verstandene nationale oder lokale Kultur verstanden, sondern als gesellschaftlicher Prozess, der ein gedeihliches Zusammenleben im Interesse aller Beteiligten ermöglicht. Der die Sprache betreffende Schwerpunkt A des gegenwärtigen Programms hat zum Ziel, die Kommunikation unter Ausländerinnen und Ausländern und Einheimischen zu fördern. In der Praxis werden alltagsorientierte Kurse zum Erlernen der Standardsprachen für jene Gruppen von Migrantinnen und Migranten unterstützt, welchen der Zugang zu bestehenden ordentlichen Angeboten aus verschiedenen Gründen erschwert ist (EJPD 2003: 6). In der Deutschschweiz berücksichtigt die in diesen Kursen angewandte Didaktik die Situation der Diglossie insofern, als die Lernenden auf lokale Dialektvarianten aufmerksam werden; Kurse für Fortgeschrittene streben über die aktive Beherrschung der Standardsprache hinaus rezeptive Fertigkeiten in lokalen Umgangssprachen an, um sie besser auf den Schweizer Dialektalltag vorzubereiten. Hingegen soll der Erwerb des Deutschen als Zweit- oder Drittsprache nicht durch eine gleichzeitige Förderung des aktiven Dialektlernens gestört werden. Im günstigen Fall erwerben die Kursteilnehmenden zudem eine gewisse Sicherheit in der situativen Orientierung zwischen Standard- und Umgangssprache. Die Beherrschung der Ersteren im Alltag bleibt Hauptziel; auch wenn das Schwergewicht der meisten niederschweligen Kurse auf mündlichen Alltagskompetenzen liegt, soll der Zugang zur schrift-deutschen Kommunikation und zum hiesigen Bildungssystem erleichtert werden. In Bezug auf die Diglossiesituation lässt sich das methodische Prinzip der geförderten Kurse auf fortgeschrittenem Niveau in der Formel «Dialekte verstehen – Hochdeutsch sprechen und schreiben» zusammenfassen (Müller und Wertenschlag 1985, Studer 2002: 125).

Diese Konzentration auf die Standardsprache steht in einer gewissen Spannung zur Forderung der Alltagsnähe und lokalen Orientierung, welche das Integrationsförderungsprogramm stellt. Unter dem Schwerpunkt C «Zusammenleben erleichtern» werden deshalb zusätzlich sehr niederschwellige Kleinprojekte unterstützt, welche die Alltagskonversation auch in der lokalen Umgangssprache zum Inhalt haben, sofern die Lernvoraussetzungen und unmit-

telbaren Bedürfnisse der Teilnehmenden – meist Mütter von Kindergarten- und Primarschulkindern – dies als sinnvoll erscheinen lassen. Ein Hauptziel dieser Zusatzangebote sind erste halbformelle Sprachlernerfahrungen für Bildungsungewohnte; in der Regel misst sich ihr Erfolg im Übertritt der Teilnehmerinnen in reguläre Sprachkurse. Von den Lehrkräften dieser Kurse werden besonders hohe Fähigkeiten im Vermitteln eines differenzierten Umgangs mit Dialekt und Standardsprache verlangt, damit die erwünschte Alltagsnähe nicht durch schwer heilbare Schäden beim Spracherwerb mit bleibenden starken Unsicherheiten erkauft wird.

Schliesslich ist daran zu erinnern, dass Sprachkurse sehr wenig zur Integration oder auch nur zum Spracherwerb beitragen, wenn die Gelegenheit zur regelmässigen Verwendung in der Praxis fehlt, insbesondere zur Kommunikation mit einheimischen Sprechenden der Lernsprache. Diese Gelegenheit vermissen sehr viele lernwillige Migrantinnen und Migranten; dieser Mangel wurde auch in der Evaluation des Sprachschwerpunkts im Integrationsprogramm 2001-2003 deutlich (EKA 2004: 62). Hier sind neben den Lernenden selbst insbesondere die einheimischen Deutschschweizer gefordert, vermehrt und von sich aus den sprachlichen und sozialen Kontakt mit fremdsprachigen Einwandernden zu suchen. Und einen der ersten Sätze zu beherzigen, welche die Teilnehmenden in einem der Kurse lernen: «Sprechen Sie bitte Hochdeutsch!». In der Kommunikation mit Fremdsprachigen zeigt die oben angesprochene «sprachliche Schizophrenie» unvermutete Vorteile. Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sprechen meist langsamer und deutlicher, wenn sie die Standardsprache verwenden, und eine gewisse Unbeholfenheit mit der «Fremdsprache» Deutsch kann sogar förderlich für die Kommunikation sein: Sprachliche Machtverhältnisse werden vielleicht so etwas ausgeglichen und die «wir-sie»-Front ein wenig aufgeweicht.

1 Die EKA schlägt aufgrund einer Prüfung durch Fachleute dem Bundesamt für Migration (BFM) von verschiedenartigen Trägerschaften eingereichte Projekte zur Unterstützung vor, welche den Kriterien des Schwerpunktprogramms entsprechen.

ZITIERTE LITERATUR

EJPD (2000), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Schwerpunktprogramm für die Jahre 2001-2003*, Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), Bern.

EJPD (2003), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Schwerpunktprogramm für die Jahre 2004-2007*, Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), Bern.

EKA (2004), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Evaluation des Schwerpunktprogramms 2001 bis 2003. Synthesebericht*, Eidgenössische Ausländerkommission (EKA), Zürich.

FRISCHHERZ, BRUNO (1996), *Lernen, um zu sprechen – sprechen, um zu lernen. Diskursanalytische Untersuchungen zum Zweitspracherwerb türkischer und kurdischer Asylbewerber in der Deutschschweiz*, Germanistica Friburgensia 16, Universitätsverlag, Freiburg Schweiz.

MÜLLER, MARTIN; WERTENSCHLAG, LUKAS (1985), *Los emol. Schweizerdeutsch verstehen*, Langenscheidt, München.

SCHARLOTH, JOACHIM (2004), *Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer*, in: MUHR, RUDOLF (Hg.), *Standardvariationen und Sprachauffassungen in verschiedenen Sprachkulturen / Standard Variations and Conceptions of Language in Various Language Cultures*, Trans, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 15, 6.1.

STUDER, THOMAS (2002): *Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz*, Linguistik online 10, 1/02: 113-13.